

# Was, wenn weniger mehr ist?



Dr. David Bosshart,  
Geschäftsführer des  
Gottlieb-Duttweiler-Instituts

**Der Westen steht vor dem Ende seiner langen Wachstumsphase. Die Logik des Immer-Mehr hat abgewirtschaftet. Welches sind die wichtigsten Trends in Wirtschaft, Gesellschaft, Konsum und Arbeit, die unser neues Leben prägen werden? Eine Antwort auf die Angst vor der Wohlstandskrise und ein Plädoyer für besseren Konsum, veränderte Lebensstile und neuen Wohlstand.**

Der Stress nimmt zu: bei Unternehmen, Staaten, Banken, Kernkraftwerken, Organisationen aller Art. Stresstests gehören sozusagen zum guten Ton. Aber vertrauensvolle Signale senden sie nicht gerade aus. Und eigentlich brauchen wir heute schon Stresstest-Stresstests: Wie robust ist der Stresstest tatsächlich, wenn es Stress gibt? Der europäische Bankenstresstest vom Sommer 2010 beispielsweise hätte da reichlich schlecht abgeschnitten: Kaum hatte er (fast) allen europäischen Banken bescheinigt, dass sie auch im Ernstfall keine Probleme haben würden, brachen einige von ihnen in genau diesem Ernstfall zusammen. Stress – von der Natur als Hilfsmittel in Extremsituation gedacht – hat sich im 20. Jahrhundert zur Zivilisationskrankheit schlechthin entwickelt. Unter ihr leiden Menschen, die sich ständig selbst in Extremsituationen versetzen (wie Manager) genauso wie Menschen, die von anderen in solche Situationen gepresst werden (wie Gemobbte). Körper und Geist macht die Dauerpower zu schaffen, bis sie schliesslich nicht mehr können, und dann: Herzinfarkt, Burnout, Tinnitus, Exitus.

Dem 21. Jahrhundert blieb es vorbehalten, die bisherige Zivilisationskrankheit in eine Krankheit der Zivilisation zu verwandeln. Zum Dauerstress der sozialen Systeme und des Gesundheitswesens gesellte sich von Jahr zu Jahr schriller werdend der Ökostress

des Klimawandels, im Energiesektor hören die Alarmglocken seit Fukushima gar nicht mehr auf zu schlagen – vom globalen Finanzsystem und dem Währungsraum der Eurozone ganz zu schweigen. Von Livetickern umzingelt wissen wir schon gar nicht mehr, wie Ruhe sich anfühlen könnte: Wir, die Menschen, wir, die Unternehmen, wir, die Staaten, in diesem «Age of Stress».

Stress ist ein vielschichtiges Phänomen. Er hat in der Regel eine Vielzahl von Ursachen, eine Vielzahl von Symptomen, und lässt sich auf vielfache Weise bekämpfen. Doch wenn der Patient nach einem «Warnschuss», in der Regel ein Herzinfarkt, im Krankenhaus liegt, ist ihm intuitiv die für ihn richtige Diagnose und Therapie klar: Er hat sich bislang zu viel zugemutet (und er weiss genau wovon). Und genau von diesem sollte er sich in Zukunft weniger zumuten. Gerade bei den Infarktpatienten gibt es viele, die nach der Herzattacke ihr Leben komplett umkrempeln, und das Geschenk geniessen, das noch zu können. Sie verabschieden sich von ihrem persönlichen «Age of Stress» – und starten glücklich in ihr ganz persönliches «Age of Less».

Und was ist das, was wir als Zivilisation uns bislang zu viel zugemutet haben? Bei vielen Zivilisationskritikern heisst die Antwort schlicht «Wachstum»; bei mir etwas anders, nämlich «Zahlenwachstum». Das, was wir gewöhnlich als Wirtschaftswachstum mes-

sen, die Zunahme des Bruttoinlandsprodukts (BIP), sagt nicht nur nichts darüber aus, ob es einer Gesellschaft und den Menschen in ihr besser oder schlechter geht, es ist auch Inbegriff des von uns selbst gebauten Hamsterrads: Immer mehr, mehr, mehr – und immer mehr vom selben, nur ja kein Ausbrechen aus dem Rennen.

Obwohl wir das alles eigentlich seit vielen Jahren wissen, haben wir es bislang nicht geschafft, uns aus dem Hamsterkäfig zu befreien. Jetzt werden wir es müssen. Denn für die westliche Welt steht aus verschiedenen Gründen in Zukunft das Wirtschaftswachstum nicht mehr als Leitplanke der gesellschaftlichen Entwicklung zur Verfügung. Energie-, Ökologie- und Demografieprobleme, Schulden- und Vertrauenskrise, zu viel Marktsättigung und zu wenig Kaufkraft wirken zusammen, jeder für sich ein beherrsch-

barer Stressfaktor – aber alle zusammen, so wie derzeit, ein lebensgefährlicher Mix, von dem wir so schnell wie möglich Abschied nehmen müssen.

Und das ist auch gut so. Denn «mehr vom selben» ist keine lebenswerte Option für die Zukunft. Es ist eher Zeichen von Fantasielosigkeit, Zynismus oder blosser Technokratie: Je weniger wir uns in der westlichen Welt darauf einlassen, desto besser für uns. Wachstumstechnokratie, im klassischen Stil mag in den Emerging Nations bis zu einem gewissen Grad in Ordnung sein, wenn es nur darum geht, dass die Menschen sich ruhig verhalten – aber dort gehört es ja auch noch zu den Aufgaben des Staates, dass alle Menschen tatsächlich genügend zu essen bekommen. Das ist bei uns schon längst nicht mehr das Problem. Wir haben schon viel zu viel Reichtum und Wohlstand miterleben können. «Mehr vom selben» bringt uns nicht nur nicht mehr weiter, es wird unführbar, unbezahlbar, unmachbar.

Die Natur ist zwar voller exponentieller Wachstumsprozesse – aber die meisten davon dauern nicht lange. Das Wachstum einer befruchteten Eizelle im Mutterleib beginnt so, aber schon bald wandelt das Wachstum seine Gestalt – statt eines immer grösseren amorphen Zellenbreis entstehen Strukturen, Spezialisierungen, Organe, ein Embryo. Ein Mäusepäarchen kann ohne Feinde und mit genügend Platz und Futter eine exponentiell wachsende Familie hervorbringen – aber wo sind solche Bedingungen in der Natur schon gegeben? Einige Bakterienarten sowie Krebszellen neigen dazu, sich ungehemmt im Körper auszubreiten – und stossen spätestens dann an ihre Grenze, wenn ihr Wirt von dieser Vermehrung getötet wird. Was immer exponentiell wachsen möchte, kommt irgendwann nicht mehr weiter.



Es gibt grundsätzlich drei Möglichkeiten, wie es dann weitergeht, wenn es so nicht mehr weitergeht.

- nach unten: So schnell, wie etwas gewachsen ist, so schnell schrumpft oder vergeht es auch wieder. Das gilt für Krebszellen nach dem Tod ihres Opfers genauso wie für die Kurse von Internetaktien nach dem Platzen der Dotcom-Blase des Jahres 2000.
- geradeaus weiter: Es wird ein Gleichgewichtswert erreicht, um den herum man pendelt oder ein Schwellenwert, dem man sich annähert. Das gilt für Mäusepopulationen in natürlicher Umgebung genauso wie für die Preise von Appartementwohnungen in Manhattan.
- ganz woanders hin: so wie beim Embryo im Mutterleib.

Bei einem der für uns wichtigsten Wachstumsprozesse – dem Bevölkerungswachstum – lassen sich die verschiedenen Entwicklungswege auch gut grafisch zeigen. Über Jahrtausende stieg die Weltbevölkerung nur langsam und mit starken Schwankungen an: Starke Wachstumsphasen (etwa im 5. Jahrhundert vor und im 13. Jahrhundert nach Christus) folgten heftige Einbrüche (durch Kriege oder Seuchen wie die Pest im 14. Jahrhundert), die wiederum in Friedenszeiten danach meist schnell wieder ausgeglichen wurden. Insgesamt ging es aufwärts, aber langsam: Um die Zeitenwende lebten 170 Millionen Menschen auf der Welt, bis zur Verdoppelung dieser Anzahl dauerte es knapp zwölf Jahrhunderte. Für die nächste Verdopplung auf knapp 700 Millionen brauchte die Menschheit noch etwa 550 Jahre – doch danach schlug das exponentielle Wachstum zu. Seit Beginn der industriellen Revolution ist die Wachstumsrate nicht mehr unter 0,5 Prozent pro Jahr gefallen, in der Spitze erreichte sie mehr als

jährlich 2,5 Prozent. Technischer und medizinischer Fortschritt erhöhen die Lebenserwartung und die Flächenproduktivität: Immer mehr Menschen können auf immer weniger Raum ernährt werden. Die nächste Verdoppelung der Weltbevölkerungszahl war nach etwa 150 Jahren erreicht (von 1720 bis 1870), die nächste nach 85 Jahren, und die bislang letzte nach 40 Jahren. Das Ergebnis war eine jener durch die Decke gehenden Kurven, bei denen man auf den ersten Blick sieht, dass sie so nicht mehr lange weitergehen können.

Schon vor zwei Jahrhunderten prophezeite Robert Malthus, dass die Bevölkerungsexplosion in eine Katastrophe münden werde: Die Zahl der Menschen steige exponentiell, das Nahrungsangebot nur linear, damit öffne sich zwischen beiden Werten ein immer weiterer Graben. Im Malthus'schen Sinne äussern sich seither die meisten Wachstumskritiker, allen voran Dennis Meadows, der 1972 in *Die Grenzen des Wachstums* der Menschheit eine ganze Reihe von Wachstumskatastrophen vorausberechnete.

Aber zumindest bei der Weltbevölkerung ging das exponentielle Wachstum ja gerade nicht so weiter. Die Wachstumsrate ist deutlich gesunken, insbesondere dadurch, dass die Geburtenzahlen rapide zurückgegangen sind. Die eben noch so exponentielle Kurve hat einen Wendepunkt erreicht. Wenn alles gut geht, wird sich die Weltbevölkerung asymptotisch einer Grenze von etwa neun bis zehn Milliarden Menschen annähern und dann um diesen Wert pendeln. Die «Verdopplungszeit», die gerade eben noch bis auf 40 Jahre gesunken war, würde dann bis ins Unendliche steigen. Die Bevölkerungsexplosion findet nicht statt, die Wachstumskatastrophe wird abgewendet.

Eine ähnliche asymptotische Bewegung, wie wir sie im Bereich der Demografie erreicht

haben, müssen wir auch für die Ökonomie erreichen: ein Einpendeln auf ein dauerhaft und nachhaltig verträgliches Mass – individuell, national und global.

Der westliche Kapitalismus hatte sein Goldenes Zeitalter in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die 1970er Jahre. Während dieser Epoche lag das Wachstum des Pro-Kopf-Einkommens in etwa bei 3,5 bis 4 Prozent pro Jahr – also so hoch, dass keine Probleme auftauchen, die nicht lösbar scheinen. In den vorangegangenen ein- und einhalb Jahrhunderten seit Beginn der industriellen Revolution lag das Wachstum des Pro-Kopf-Einkommens in Europa und den USA zumeist bei weit bescheideneren 1 bis 1,5 Prozent pro Jahr, und auch das war schon sehr viel im Vergleich zu den vorangegangenen Jahrhunderten. Aber prägend für unsere Vorstellung waren natürlich die Jahrzehnte des Superwachstums.

Das bis in alle Ewigkeit fortzusetzen sah die Ökonomenzunft als ihre Aufgabe an, der in der Spätphase des Booms Anfang der 1970er Jahre erstmals die wirtschaftspolitische Verantwortung übertragen wurde.

Dass direkt danach der Wachstumstrend brach, führen sie meist auf die Ölkrise von 1972/1973 zurück – allein schon, um sich nicht eingestehen zu müssen, dass sie von Beginn an in ihrer Rolle versagten. Seither sind fast 40 Jahre vergangen, in denen sie (und wir) unser System von Quantität auf Qualität hätten umstellen können und müssen; von Zahlenwachstum auf Zufriedenheit; von Gier auf Glück; von Stress auf Less. Stattdessen haben wir uns für fast 40 Jahre für mehr vom selben entschieden.

«Den Sozialismus in seinem Lauf halten weder Ochs noch Esel auf», sagte Erich Honecker 1989 kurz vor dem 40. Geburtstag der von ihm regierten DDR – doch schon vor ihrem 41. Geburtstag hörte die DDR schlicht auf zu existieren. Wenn ideologisch begründete Systeme was immer auch passiert an ihren fixen Ideen festhalten, entfernen sich ihre Aktionen zwangsläufig immer weiter von dem, was in der real existierenden Welt notwendig wäre. Damit steigen die Zahl und die Stärke der Krisen, und es sinkt die Kapazität, diese Krisen zu bewältigen. Zudem entfremden sich solche Systeme immer mehr von den Menschen, die sich in ihnen bewegen – und für deren Wohlbefinden sie doch eigentlich installiert wurden. Eine solche Entfremdung können wir seit einigen Jahren im «Consumer Value Monitor» beobachten, den das GDI Gottlieb Duttweiler Institute in Zusammenarbeit mit der Bremer Nextpractice GmbH ermittelt. Wir leben mit den alten Denkmustern, aber mit immer grösseren Enttäuschungen. Realität und Sehnsucht klaffen immer weiter auseinander.



Nach unserer Einschätzung ist es für Konsumenten möglich, einen gewissen Gap oder Graben zwischen Erwartungshaltung und erlebter Realität auszuhalten. Aber sobald der Graben zu gross wird, rebelliert der Kopf oder der Verstand, der Körper oder der Bauch, die Seele oder das Genussempfinden, oder gar alle zusammen. Genau da stehen wir heute. Mit immer grösseren Marketinganstrengungen gaukeln wir den Konsumenten Ursprungsnähe, Kuhfladenromantik und Bergmilch vor, obwohl die Kuh nie in ihrem Leben auch nur mit dem Fernrohr eine Alp gesehen hat. Die Realität ist vielmehr der Albtraum, weshalb die Sehnsucht nach Romantik steigt. Weil Kalorien zählende Lebensmitteltechnologien oder psychologisierende Ernährungsberater unser Lustempfinden kolonialisieren, ist es kein Zufall, dass der ernährungsbezogene Krankheitsbereich einen der am schnellsten wachsenden überhaupt darstellt.

Die Sehnsucht nach dem Ursprung zu erfüllen, ohne dafür zurück in die Barbarei zu fallen; den Teufelskreisen des Zahlenwachstums zu entkommen, ohne dabei zu verarmen; Reichtum und Glück ohne Risiken und Nebenwirkungen – das sind die Herausforderungen, vor denen wir an der Schwelle zum Age of Less stehen.

Die meisten Kritiker der Wachstumsideologie empfehlen uns seit eben jenen 40 Jahren den Verzicht als Rezept für eine nachhaltig lebenswerte Zukunft. Der Erfolg war bislang nicht gerade durchschlagend – was die Verzichtspropheten entweder auf die Schwäche der Menschen schieben, ihre Trägheit, ihre Inkonsequenz, ihr Verdrängen und Vergessen, oder auf die Perfidie des Systems: Es verharmlost seine Katastrophen von heute, es verdrängt seine Katastrophen von morgen, es ködert die Menschen mit Werbung und stellt sie mit Konsum ruhig. Aber tatsächlich steckt das Problem im Rezept selbst: Der Verzichtsansatz bleibt nämlich im gleichen Denkmodus verhaftet wie das Wachstumsdogma – nur eben mit umgekehrten Vorzeichen. Er bleibt im quantitativen Denken stecken, nur dass er weniger Quantität als Ziel vorgibt, nicht mehr Quantität. Und er bleibt eine Ideologie, wo praktisches Handeln angebracht wäre. Damit ist er in etwa so attraktiv wie jene Geissler, die im Mittelalter durch Europa zogen: Sie lehrten, und praktizierten, dass man zur Erleuchtung über den eigenen Schmerz komme; und hinterliessen nicht viel mehr als einen Schauer. Wenn wir wollen, dass die Menschen von sich aus weniger konsumieren, müssen wir sie vermutlich dazu zwingen – mit einer dirigistischen oder gar diktatorischen Politik. Oder den «Luxus des Notwendigen» (Hans Magnus Enzensberger), der das existenziell Notwendige nobilitiert, neu definiert. Also Stille, Raumgefühl, Zeit haben, saubere Luft



geniessen höher schätzen lernen. Das bleibt aber wohl, wie aller echter Luxus, etwas für wenige weit fortgeschrittene Zeitgenossen. Doch es gibt eine weitere Möglichkeit. Es könnte uns gelingen, eine fernöstliche Einstellung zu importieren, die Genügsamkeit und sich Bescheiden beinhaltet: das Xiaokang-Prinzip. Xiaokang ist ein mehr als 2000 Jahre alter Begriff aus dem *Buch der Lieder* – einem der «fünf Klassiker» der chinesischen Literatur, deren Studium von Konfuzius besonders empfohlen wurde. «Erleichtere denen die Last, die sich am meisten quälen, damit sie ein Leben in Xiaokang geniessen können», heisst es dort.

Wie können wir Xiaokang übersetzen? Als «Wohlstand» verstand es Deng Xiaoping, als er Ende der 1970er Jahre China auf Wachstumskurs brachte: «Armut ist kein Sozialismus.» Eher als massvollen und gut verteilten Wohlstand verstanden es die Delegierten des 16. Nationalkongresses der Kommunistischen Partei, als sie im Jahr 2002 das Erreichen einer Xiaokang-Gesellschaft bis zum Jahr 2020 zu ihrem Ziel erklärten. Die Luxus-Exzesse der neuen Reichen in Schanghai, Peking oder Guangdong waren damit nicht vereinbar – nicht, solange Hunderte von Millionen Chinesen auf dem Land in bitterer Armut leben.

Eher als Wohlbefinden versteht heute Li Keqiang, der stellvertretende chinesische Premierminister, Xiaokang. Aus einem Beitrag für die *Financial Times* vom 9. Januar 2011: «Der Begriff wird heute für eine Gesellschaft verwendet, in der die Menschen Zugang zu Bildung, medizinischer Versorgung und Altersvorsorge haben, in der sie für ihre Arbeit bezahlt werden, ein Dach über dem Kopf haben sowie Nahrung und Kleidung – und ein gut situiertes Leben führen können, glücklich und friedvoll.»

Unserer Sprache fehlt das Wort für eine solche robust genügsame Einstellung – und erst recht fehlen uns die Worte, wenn eine politische Strategie beschrieben werden sollte, die darauf hinarbeitet, in der Gesellschaft eine solche Einstellung zu verankern. Genügsamkeit als etwas Normales und gesellschaftlich Vernünftiges – das ist es, was wir uns heute nicht mehr vorstellen können. Ob exponentiell oder asymptotisch, expansiv oder genügsam, Diktatur oder Xiaokang – wir haben es selbst in der Hand. In jeder Branche, in jedem Land, bei jeder einzelnen Abstimmung und mit jeder Konsumententscheidung beeinflussen wir mit, wohin die Reise geht.